

All You Need Is Love

ALEXANDER SURY

Ob es sich streng genommen um ein Exemplar der Gattung Liebesbrief handelt, müssen die Experten entscheiden. Wenn ich mich indes vor meinem inneren Auge betrachte, wie ich als 12-Jähriger in den Ferien im Tessin meiner Angebeteten – sie hiess Eva, hatte hüftlanges blondes Haar und war eine Klasse unter mir –, wie ich also nach reiflicher Überlegung eine Postkarte ausgewählt hatte – die Vorderseite zeigte einen Bacchus, aus dessen Mund Wasser in einen Brunnen plätscherte – und mit meinem Füllfederhalter «zarte Grüsse aus der Sonnenstube von einem stillen Verehrer» auf die Rückseite schrieb, dann komme ich nicht umhin festzustellen: Das war Adams erster Liebesbrief an eine Eva.

Die Adressatin fand übrigens schnell heraus, wer sich da postalisch um sie bemühte, signalisierte zu meinem allergrössten Schrecken sogar Interesse und servierte mich alsbald nach einem längeren, meinerseits fast ausschliesslich schweigend absolvierten Spaziergang ab.

Das Pathos der frühen Jahre

In einer schwarzen Schachtel lagern noch heute einige von mir verfasste Liebesbriefe. Eine Frau sandte nach dem Ende unserer Liebesbeziehung (genauer: sie beendete unser Paarfüsslerdasein) alle meine Briefe zurück, inklusive Fotos und einiger kleiner Geschenke. Tabula rasa. Das ist jetzt ein Jahrzehnt her, und ich habe diese Briefe bis heute nicht wieder gelesen. Ich ahne dunkel, dass diese Lektüre peinvoll wäre. Einerseits ist der Liebesbrief eine eminent persönliche Äusserung, andererseits ist gerade dieses intime Dokument oft gar nicht so weit entfernt von einem standardisierten Geschäftsbrief – auch hier gibts Konventionen und phrasenhafte Formulierungen.

Vielleicht ist es aber auch so, dass ich mich davor fürchte, angesichts der weltumarmend-ekstatischen Ergüsse vor Scham zu erröten. Der Verdacht ist nicht unbegründet. Eine andere verflozene Liebe hat mir erzählt, sie habe kürzlich, rein zufällig natürlich, in meinen Liebesbriefen geblättert und dabei mehrmals «vor Lachen aufschreien» müssen ob der unfreiwilligen Komik meines pathetischen Überschwangs. Nachdem sie meinen maskenhaft erstarrten Gesichtsausdruck gewärtigt hatte, beeilte sie sich schnell hinzuzufügen, es handle sich hier um authentische Dokumente unserer damaligen Verfassung. Ja, danke schön.

Liebesbedürftiger Benedikt

Lauter authentische Dokumente gibt es vom 14. bis 28. Februar im Berner Museum für Kommunikation zu hören. In der Audiobar «5000 Liebesbriefe» kann der geneigte Hörer, fachkundig betreut und in bequemen Sesseln bei Tee, Kaffee oder Alkoholika sitzend, den ausgewählten Liebesbriefen lauschen – vorgetragen von Sprecherinnen und Sprechern, die etwa im selben Alter wie die Schreibenden sind. Die Briefe – in jüngster Zeit vorab E-Mails und SMS – aus der Schweiz und Deutschland reichen vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis in die Gegenwart und stammen aus dem Liebesbriefarchiv, das die Zürcher Linguistin Eva Lia Wyss zu Forschungszwecken aufgebaut hat.

Noch nicht zum Textkorpus gehört der lange, gelehrte Liebesbrief «Deus caritas est», den Josef Ratzinger, auch bekannt als Benedikt XVI., letzte Woche der Welt in Form einer Enzyklika vorgestellt hat. Dieser sonst überaus sittenstreng auftretende Asket möchte mit diesem Werk zweifellos sein Image als Grossinquisitor etwas abmildern. Er lässt für einmal das Mäntelchen katholischer Leibfeindlichkeit im Schrank und zeigt auffallend viel rhetorisches Verständnis für Eros, mit dem er ja nicht persönlich bekannt ist.

Und so spricht der Papst: «Wenn der Mensch nur Geist sein und den Leib sozusagen als bloss animalisches Erbe abtun möchte, verlieren Geist und Leib ihre Würde.» Ach, wäre mir diese anmutige Formulierung doch nur damals im Tessin zur Verfügung zugeflogen, meine Eva hätte mich garantiert nicht so erbarmungslos aus dem Paradies vertrieben.

«Wenn man liebt, will man leben!»

Heute vor 100 Jahren wurde der evangelische Theologe und Hitler-Gegner Dietrich Bonhoeffer geboren. Kurz vor Kriegsende im KZ Flossenbürg ermordet, hat diese Ausnahmeerscheinung in dunkler Zeit bis heute nichts von ihrer Aktualität und Faszination verloren.

CHARLES LINSMAYER

Am 1. Februar 1933, zwei Tage nach Hitlers Machtergreifung, hielt ein evangelischer Pastor am Berliner Reichsrundfunk eine Rede zum Thema «Wandlungen des Führerbegriffs». Und er wurde sogleich das erste Opfer der NS-Rundfunk-Zensur. Ohne dass er selbst es bemerkte, blendete die Technik Musik ein, als er eine Spielart des Begriffs beschrieb, bei der hinter dem «Bild des Führers» das «Bild des Verführers» aufdämmere. Mit den Worten «Führer und Amt, die sich selbst vergotten, spotten Gottes», schloss, ohne, dass es noch jemand hören konnte, das denkwürdige Referat.

Der Redner hiess Dietrich Bonhoeffer, Sohn von Charité-Direktor Professor Karl Bonhoeffer. Er galt zu diesem Zeitpunkt mit seinen 27 Jahren gleichermaßen als Hoffnung der in die Krise geratenen evangelischen Kirche Deutschlands wie auch der theologischen Wissenschaft. Seine an Heidegger und Karl Barth geschulten Thesen waren – sozial und ethisch fundiert – auf das Diesseits konzentriert und versprachen frische Impulse. Hatte er sich bisher mit Fragen der Ökumene und der Jugendarbeitslosigkeit beschäftigt – Ersteres als Jugendsekretär des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen, Letzteres als Stadtvikar in Berlin –, so kämpfte Bonhoeffer nun entschlossen für das Erstarren der «Bekennenden Kirche» und für eine unmissverständliche Zurückweisung des Antisemitismus.

«Gemeinsames Leben»

«Der Ausschluss der Juden-Christen zerstört die Substanz der Kirche», erklärte er, als die gleichgeschalteten «Deutschen Christen» den «Arierparagraphen» einführen wollten. Seine Plädoyers für eine klare Verurteilung des Antisemitismus gingen jedoch selbst der Bekennenden Kirche zu weit. Viele sahen es deshalb nicht ungern, als der theologische Feuerkopf im Herbst 1933 nach England zog, um zwei deutsche Londoner Gemeinden zu übernehmen. Doch sein Pfarrhaus wurde sofort zur Anlaufstelle des deutschen jüdischen Exils. Als er 1935 nach Deutschland zurückkehrte, hatten sich fast alle in England tätigen deutschen Pastoren der Bekennenden Kirche zugewandt, für die der Heimkehrer jetzt eine brisante Aufgabe übernahm: ein «dissidentes» Predigerseminar aufzubauen und zu leiten.

Bis 1937 war die Einrichtung im pommerischen Finkenwalde domiziliert, wo



Gefangen und doch frei: Dietrich Bonhoeffer 1944 im Hof des Tegeler Gefängnisses in Berlin.

BILDER: ZVG

Bonhoeffer mit den Familien Bismarck, Wedemeyer und Kleist-Retzow in Verbindung trat und vor allem den Kontakt zu Ruth von Kleist-Retzow suchte, einer engagierten bekennenden Christin, die ihre sämtlichen Enkel in Stettin um sich sammelt hatte und privat unterrichten liess. Ende 1937 wurde das unter dem Stichwort «Gemeinsames Leben» legendär gewordene Finkenwalder Experiment verboten. Bonhoeffer führte die Kurse in «Sammelvikiariaten» an verschiedenen Orten fort, bis 1939/40 der tief im Wald

versteckte Sigurdshof bei Wendisch-Tychow zum letzten Refugium des illegalen Seminars wurde.

Im Frühling 1939 folgte Bonhoeffer einer Einladung des Union Theological Seminary New York und verbrachte ein Semester als Gastprofessor in Amerika. Obwohl man ihn einlud, als Betreuer der deutschen Emigranten in New York zu bleiben, kehrte er im Juli 1939 nach Deutschland zurück. «Diese schwierige Epoche unserer nationalen Geschichte muss ich bei den Christenmenschen

Deutschlands durchleben», schrieb er in einem Brief und fuhr, als ob der Krieg bereits begonnen hätte, fort: «Ich habe kein Recht, an der Wiederherstellung des christlichen Lebens in Deutschland nach dem Krieg mitzuwirken, wenn ich nicht die Prüfungen dieser Zeit mit meinem Volke teile.»

Gefährliche Doppelrolle

Zunächst aber konnte rein äusserlich von Prüfungen keine Rede sein. Die Gestapo versuchte ihn zwar nach Kriegsbe-

Der Seelsorger im Kreise von Berliner Konfirmanden 1932 (Bild oben). Aufnahme des Konzentrationslagers Flossenbürg, wo Dietrich Bonhoeffer am 9. April 1945 ermordet wurde.



ginn mit einem «Reichsredeverbot» endgültig mundtot zu machen, aber verhaftet oder zum Heeresdienst eingezogen wurde Bonhoeffer nicht. Im Frühjahr 1940 nahm er mitten im Krieg seine internationale ökumenische Aktivität wieder auf und reiste mit gültigen Papieren nach Italien, Norwegen, Schweden und dreimal für längere Zeit in die Schweiz, wo er auch mit Karl Barth zusammentraf.

Der Schweizer Theologe war einer der wenigen, die seit Frühjahr 1941 die Gründe für Bonhoeffers erstaunliche Bewegungsfreiheit kannten: Bonhoeffer arbeitete als V-Mann für die deutsche militärische Abwehr, war in Wirklichkeit aber Mitwisser und Auslandskurier für die Gruppe um Admiral Canaris, Generalmajor Oster, Hans von Dohnanyi und der Brüder Carl und Klaus Goerdeler, die Hitler beseitigen wollten. In dieser gefährlichen Doppelrolle stand Bonhoeffer von Anfang an unter Beobachtung des mit Canaris' Abwehrendienst rivalisierenden Reichssicherheitshauptamts der Gestapo. Es war nur eine Frage der Zeit, bis die SS seiner habhaft würde.

«Uns bleibt nur der sehr schmale und manchmal kaum zu findende Weg, jeden Tag zu nehmen, als wäre er der letzte, und doch in Glauben und Verantwortung so zu leben, als gäbe es noch eine grosse Zukunft», schrieb Bonhoeffer an Weihnächten 1942 den Freunden und Angehörigen.

Drei missglückte Attentate

Am 13. März 1943 gelang es Fabian von Schlabrendorff, eine Zeitbombe in Hitlers Flugzeug zu schmuggeln. Die Zündung versagte, Hitler landete unversehrt, aber die Verschwörer gaben nicht auf. Am 21. März 1943 sollte Major von Gersdorff Hitler in einem Zeughaus umbringen, wo er Beutestücke aus dem Russlandfeldzug besichtigte. Aber auch dieser Plan misslang: Statt dreissig dauerte der Rundgang nur acht Minuten, und Gersdorff hatte keine Gelegenheit, die in den Manteltaschen verborgenen Bomben zu zünden. Von da an sollte es mehr als ein Jahr dauern, bis mit demjenigen von Graf Stauffenberg am 20. Juli 1944 nochmals ein – wiederum gescheitertes – Attentat möglich wurde. Bonhoeffer aber konnte sich daran ebenso wenig beteiligen wie Hans von Dohnanyi, denn beide waren schon am 5. April 1943 verhaftet worden.

Lange wusste die Gestapo nicht, wer ihr da wirklich ins Netz gegangen war. Erst als sie am 22. September 1944 in Zossen auf das Geheimarchiv der Verschwörer stiess, vor allem aber nach dem 6. April 1945, als Hitler die Tagebücher von Admiral Canaris in die Hand bekam, hatte die SS Beweise in der Hand, um nicht nur Canaris, Goerdeler und Oster, sondern auch Dietrich Bonhoeffer zu vernichten.

Die Liebe ist eine Himmelsmacht

Dass Bonhoeffer die zweijährige Haft – zunächst in Tegel, dann im Gefängnis des Reichssicherheitshauptamts an der Berliner Prinzregentenstrasse – ohne zu verzweifeln durchstand, hängt sicher mit jenem Optimismus und jener unzerstörbaren Hoffnung auf eine bessere Welt zusammen, welche die Zeitgenossen so sehr an ihm schätzten. Eine Haltung, die ihren Grund nicht zuletzt in der glücklichen Kindheit gehabt haben dürfte, die Bonhoeffer zusammen mit sieben Geschwistern in einer begüterten und aufgeschlossenen Familie verlebte hatte.

Ein weiterer wichtiger Grund aber war mit Sicherheit die Liebesgeschichte

mit Maria von Wedemeyer, die im Sommer 1942 begonnen hatte und die trotz Trennung und Bedrohung während der Gefangenschaft ihren Höhepunkt erlebte. Bonhoeffer war allem äusseren Anschein zum Trotz kein Asket, der den Tod als höchstes Ziel vor Augen hatte, sondern ein lebenshungriger Mensch, der bis zuletzt auf Befreiung hoffte und nach dem Krieg heiraten und Vater werden wollte.

«Wenn man liebt, will man leben», schrieb er Eberhard Bethge am 20. Mai 1944, «vor allem leben, und hasst alles, was eine Bedrohung des Lebens darstellt.» An Maria selbst aber schrieb er am 27. Juni 1944, nach 15 Monaten in der winzigen Zelle 92 des Tegeler Gefängnisses:

«Ach liebste Maria, kann es Dir denn nicht genügen zu wissen, dass ich durch Dich froh und glücklich geworden bin, froher und glücklicher, als ich noch je in meinem Leben zu werden hoffte.»

Bewegende briefliche Zeugnisse

Näher gekommen ist Bonhoeffer der 18 Jahre jüngeren Maria von Wedemeyer im Oktober 1942 am Krankenbett Ruth von Kleist-Retzows im Franziskus-Krankenhaus Berlin. Die alte Dame wurde von ihrer Enkelin liebevoll gepflegt und von ihrem Lieblingspastor fast täglich besucht. Marias Vater war kurz vorher in Stalingrad gefallen, und die Mutter meinte der Annäherung einen Riegel vorschieben zu können, indem sie Bonhoeffer eine

einjährige Wartezeit ohne Briefe und Kontakte abforderte.

In Maria von Wedemeyer aber bewirkte die Verordnung das Gegenteil. «Das Überwältigende ist und bleibt, dass er mich heiraten will», notierte sie Ende November 1942, zwei Tage nach dem Treffen Bonhoeffers mit ihrer Mutter, ins Tagebuch. Und bereits am 13. Januar 1943 machte sie Bonhoeffer von sich aus einen Heiratsantrag: «Weil ich erfahren habe, dass Sie mich so gut verstehen, habe ich den Mut, Ihnen jetzt zu schreiben, auch wenn ich eigentlich gar kein Recht habe, Ihnen auf eine Frage zu antworten, die Sie gar nicht an mich richteten. Ich kann Ihnen heute ein von ganzem und frohem Herzen kommendes Ja sagen.» Was Bon-

hoeffer vier Tage später mit den Worten beantwortete: «Ich spüre und bin überwältigt, dass mir ein Geschenk ohnegleichen zugefallen ist.»

Sie gehören zu den bewegendsten Zeugnissen deutscher Prosa im 20. Jahrhundert, die erst 1992 bekannt gewordenen Briefe, die die beiden sich unter widrigsten Umständen schrieben. Briefe, die vom himmelhoch jauchzenden Glück bis zum bohrenden Zweifel alle Tonarten der Liebe durchspielen, trotz dem Altersunterschied zwei absolut ebenbürtige Partner verbanden und mit jenem letzten Bonhoeffer-Brief vom 19. Dezember 1944 endeten, dem als Weihnachtsgeschenk das Gedicht «Von guten Mächten treu und still umgeben» beigelegt war.

Maria von Wedemeyer hat ihren Verlobten im Chaos des Zusammenbruchs in ganz Deutschland gesucht, als er nach der Bombardierung des Reichssicherheitshauptamts am 3. Februar 1945 mit unbekanntem Ziel aus Berlin deportiert worden war. Bis nach Süddeutschland ist sie in überfüllten Zügen und auf langen Fussmärschen gelangt. Am 19. Februar 1945 stand sie auch vor dem KZ Flossenbürg, wo Bonhoeffer zwei Monate später, am 9. April 1945, hingebacht und zusammen mit Canaris, Oster und drei weiteren Verschwörern durch Erhängen hingerichtet wurde. Ein englischer Mitgefänger hat seine letzten Worte überliefert: «This is the end, for me the beginning of life.»

Ungebrochene Aktualität

Über 60 Jahre nach seiner Ermordung, an seinem hundertsten Geburtstag, gehört Dietrich Bonhoeffer nicht nur zu den neun modernen Märtyrern, deren Statuen über dem Portal der Westminster Abbey thronen, sondern auch zu den meistbeachteten Theologen des 20. Jahrhunderts – obwohl oder gerade weil seine «Ethik» am Ende ein Torso blieb und sein Rang zunächst von dem 1952 als «Widerstand und Ergebung» publizierten Briefwechsel mit Eberhard Bethge ausging.

Und ob man den kritischen Stimmen, die seinen Einsatz für die Juden relativieren oder seine Gratzwanderung zwischen Anpassung und Widerstand kritischer als früher beurteilen, beipflichtet oder nicht: Dietrich Bonhoeffer hat die Prüfung im Dritten Reich entschieden besser als Millionen andere bestanden. Sein diesseitiges Christentum im Hier und Jetzt erscheint nach wie vor glaubwürdig und lebbar, und seine Losung vom «gemeinsamen Leben» muss den vereinsamten Menschen von heute attraktiver denn je vorkommen.

Was Dietrich Bonhoeffer vorgelebt hat – Zivilcourage, Hoffnung in hoffnungsloser Zeit und den Glauben an die Liebe als lebenserhaltendes Faszinosum –, macht diesen linksch-spröden preussischen Pastor zum Prototypen eines modernen aufgeklärten Christen, der mit dem Fragen nie zu Ende ist und der den Zweifel ebenso stark in sich fühlt wie den Glauben: «unruhig, sehnsüchtig, krank wie ein Vogel im Käfig, / ringend nach Lebensatmen, als würgte mir einer die Kehle, / hungrig nach Farben, nach Blumen, nach Vogelstimmen, / dürrstend nach guten Worten, nach menschlicher Nähe, / zitternd vor Zorn über Willkür und kleinliche Kränkung, / umgetrieben vom Warten auf grosse Dinge, / ohnmächtig bangend um Freunde in grosser Ferne, / müde und leer zum Beten, zum Denken, zum Schaffen, matt und bereit, von allem Abschied zu nehmen.»

Kurzes Leben, lange Biografie

Unter den über hundert Veröffentlichungen, die der Buchhandel gegenwärtig und zu Dietrich Bonhoeffer anbietet, ist abgesehen von der 17 Bände umfassenden Werkausgabe nach wie vor die im gleichen Verlag (Gütersloher Verlagshaus) greifbare 1150-seitige Biografie von Eberhard Bethge aus dem Jahr 1966 die umfassendste und kompetenteste.

Auf Bonhoeffers 100. Geburtstag hin sind zwei neue Biografien erschienen: die anschaulich-lebendige, eher auf die Dramatik der Lebensgeschichte denn auf die theologische Faszination setzende von Ferdinand Schlingensiefen (C.H. Beck, 432 S., Fr. 43.70) und die etwas plakative, wie eine kluge Zusammenfassung von Bethges Materialfülle anmutende Lebensbeschreibung von Josef Ackermann (Gütersloher Verlagshaus,

305 S., Fr. 41.20), die im Sinne von Bonhoeffers ökumenischer Wirkung mit Worten von Kardinal Lehmann und Landesbischof Hirschler versehen ist.

In Romanform stellt Paul Barz unter dem Titel «Ich bin Bonhoeffer» (Gütersloher Verlagshaus, 320 S., Fr. 36.10) das Leben des berühmten Theologen dar: imaginativ, spannend, geschickt chargierend und choreografierend und so, dass Bonhoeffers Leben durchaus auch für ein junges Lesepublikum attraktiv erscheint.

Auf einen besonderen Aspekt, auf Bonhoeffers Gratzwanderung zwischen Abwehr und Widerstand, konzentriert sich Sabine Dramms Darstellung «V-Mann Gottes und der Abwehr?» (Gütersloher Verlagshaus, 304 S., Fr. 41.20), wo neben der Geheimdienststory vor allem

auch der Gegensatz zwischen Bonhoeffers im Grunde konservativer Geisteshaltung und dem postum von ihm ausgegangenen, «progressiv befreienden Denk- und Handlungsanstössen» herausgearbeitet ist.

Wer in homöopathischer Dosierung mit Bonhoeffers Welt vertraut werden will, ist gut bedient mit Manfred Webers Bonhoeffer-Jahreslesebuch «So will ich diese Tage mit euch leben» (Gütersloher Verlagshaus, Fr. 36.10). In neuer, ergänzter Ausgabe sind auch die berührenden «Bilder eines Lebens» (Gütersloher Verlagshaus, Grossformat, 160 S., Fr. 52.90) erschienen; und natürlich sind auch die «Brautbriefe Zelle 92» nach wie vor bei C.H. Beck greifbar: in gebundener Ausgabe für Fr. 31.90, als Taschenbuch für Fr. 19.70. (li)